

Aus:

Daniel Falb

Kollektivitäten

Population und Netzwerk als Figurationen der Vielheit

April 2015, 410 Seiten, kart., 34,99 €, ISBN 978-3-8376-3099-2

Unter Rekurs auf Bruno Latour und Gabriel Tarde entwirft Daniel Falb eine prozessorientierte Vorstellung von Kollektivitäten, in der Populationen und Netzwerke in ihrer wechselseitigen Konstitution im Zentrum stehen. In einer neuartigen Grundlegung der Sozialontologie werden Kollektivitäten als »Prozessobjekte« bestimmt, die sich allein performativ über Wiederholungen in der Welt halten. Dieser interdisziplinäre Ansatz lässt das philosophische Universalienproblem, die wissenschaftshistorische Frage nach dem Grund statistischer Stabilität und das soziologische Thema der Materialität von Akteur-Netzwerken in ihren Logiken ebenso wie in ihrem Zusammenhang transparent werden.

Daniel Falb (Dr. phil.) ist freier Autor und lebt in Berlin.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3099-2

Inhalt

Vorwort | 7

1. EINLEITUNG

1.1 Das Modell | 11

1.2 Der Themenzusammenhang | 15

2. KOLLEKTIVITÄT UND UNIVERSALISIERUNG

2.1 Die Serie der Abbilder (Platon) | 27

2.1.1 Das Werden der irdischen Welt | 31

2.1.2 Form und Wiederholung I | 41

2.1.3 Die Universalisierung der Form | 60

2.2 Die Immanenz der Universalisierung (Aristoteles) | 63

2.2.1 Wiederholung und Beispiel | 64

2.2.2 Wiederholung und Potentialität | 71

2.2.3 Form und Wiederholung II | 82

2.2.4 Zwischenfazit | 93

**2.3 Entwicklungslinien des Mittelalterlichen
Universalienstreits** | 96

2.3.1 Die Lehre von den drei Zuständen (Albertus Magnus) | 96

2.3.2 Die indifferente Essenz (Avicenna) | 106

2.3.3 Die Collectio-Lehre (Joscelin, Nizolius) | 113

2.3.4 Schlussbemerkung | 123

3. KOLLEKTIVITÄT, PROBABILITÄT UND STATISTIK

3.1 Wahrscheinlichkeitsproblem und Universalienproblem | 139

3.1.1 εἰκόσ bei Aristoteles | 140

3.1.2 Moderne Wahrscheinlichkeitstheorien | 160

3.1.3 Universalien und Wahrscheinlichkeiten: Prozessobjekte | 177

3.2 Zur Theorie der konstanten Ursachen | 187

3.2.1 Das Modell Laplaces | 189

3.2.2 Kausalität und kausale Unabhängigkeit (Cournot) | 204

3.2.3 Quetelet und das statistische Gesetz | 212

3.3 Tarde und die Statistik | 222

3.3.1 Soziale Wiederholung | 223

3.3.2 Tardes Theorie der Nachahmung | 239

3.3.3 Statistik und Nachahmung | 258

4. KOLLEKTIVITÄTEN: SPUR, WIEDERHOLUNG, EXTERIORITÄT

4.1 Kollektivität und Spur | 273

4.1.1 ANT und die Entfaltung der Spuren | 280

4.1.2 Artefakte | 287

4.1.3 Lokalisierung und Globalisierung, Kontraktion
und Dissemination | 299

4.2 Kollektivität und Wiederholung | 315

4.2.1 ANT und Wiederholung | 316

4.2.2 Wiederholungsordnung und Generizität | 322

4.2.3 Über die Begriffe: „Kollektivität“, „Kollektivierung“ | 334

4.3 Prozessobjekt und sozialer Realismus | 342

4.3.1 Durkheim vs. Tarde | 345

4.3.2 Exteriorität vs. Holismus | 355

4.3.3 Prozessobjekt vs. Präsentismus | 373

Schluss | 383

Zitierweise und Siglenverzeichnis | 389

Literatur | 393

Vorwort

Dinge, von denen man sagt, es gebe ihrer *viele*, können abgezählt werden. Ergibt sich aber die Tatsache, dass man es mit Vielheiten von Dingen zu tun hat, erst daraus, dass man sie abzählt? Oder existieren die Vielheiten als Vielheiten ganz unabhängig davon, ob sie abgezählt werden, – als Bedingung ihrer Abzählbarkeit selbst? Wenn dem so wäre, wie verhält es sich mit der Natur und Existenzweise dieser Vielheiten? Wie existiert etwas als Vieles?

Solche Fragen werden in dieser Untersuchung unter dem Begriff der Kollektivität thematisiert. Der Begriff wird so gefasst, dass er die Prinzipien umschreibt, nach denen sich Vielheiten an ihnen selbst als Vielheiten konstituieren. Diese Fassung ist entferntes Resultat meines Interesses am Begriff der *multitudo*, mittels dessen Baruch de Spinoza seine politische Philosophie auf die Grundlage der Existenzweise von Vielheiten stellt (Spinoza 1994). Da ich den Begriff andernorts ausführlicher behandelt habe (Falb 2007), bleibt er hier unberücksichtigt. Vielmehr verdankt sich der konzeptuelle Zuschnitt einer doppelten Intuition:

Man kann Kollektivitäten nicht verstehen, ohne über Populationen von Entitäten und die ihnen zugrundeliegenden Replikationsprozesse nachzudenken; und: Kollektivitäten umfassen nicht allein Menschen, sondern umfassen Entitäten ganz unterschiedlichen Typs, insoweit sie interagieren, insoweit sie Interaktionszusammenhänge ausbilden. Der erste Aspekt findet seine Quelle und sein Material in den Texten des französischen Kriminologen und Sozialtheoretikers Gabriel Tarde (1843-1904); der zweite in den Texten des zeitgenössischen französischen Soziologen Bruno Latour (*1947).

Populationen und Interaktionszusammenhänge sind Objekte, die nur existieren, solange die ihnen zu Grunde liegenden Performanzen weiterlaufen, solange also Akte der Replikation und der Interaktion kontinuierlich wiederholt werden. Die Figur der Wiederholung und die Frage nach der Möglichkeitsbedingung von Prozesswiederholungen bilden daher ein Gravitationszentrum der Untersuchung.

Wenn dem so ist, wird es vielleicht als seltsam erscheinen, dass die vielleicht wichtigste Publikation zum Thema Wiederholung in jüngerer Zeit, Gilles Deleuzes *Differenz und Wiederholung* (Deleuze 2007), hier nicht rezipiert wird. Mit der Auslassung hat es eine doppelte Bewandnis. Zum einen liegt, sachlich, der Fokus auf Typen der Wiederholung, von denen sich der spezifisch Deleuze'sche Wiederholungsbegriff gerade abzuheben versucht, nämlich auf Wiederholung als Konstituens des Ähnlichen, des Generischen, des Allgemeinen in der Welt (ebd., 42-45). Zum anderen ist, pragmatisch, die in *Differenz und Wiederholung* entfaltete Wiederholungstheorie so vielschichtig, dass es kaum angebracht und letztlich fruchtlos wäre, sich nur oberflächlich auf sie zu beziehen. Eine ausführliche Befassung mit dieser Theorie unter dem Gesichtspunkt des hier entwickelten Denkens der Kollektivität bildete aber ein eigenes Forschungsthema.

Während die Rezeption Deleuzes gar nicht versucht wurde, war umgekehrt die Rezeption der in *Prozess und Realität* entwickelten Kosmologie Alfred North Whiteheads (Whitehead 1987) am Beginn des Arbeitsprozesses für die Formulierung der Kernpunkte des hier vorgeschlagenen Modells von Kollektivität wichtig; Whiteheads Buch schärfte meine Sensibilität für den Prozesscharakter auch von Kollektivitäten; trotzdem wurden die ursprünglich aufgenommenen Whitehead'schen Zentralbegriffe der Prehension, des Nexus, des extensiven Kontinuums etc. im Laufe der Ausarbeitung aus dem Text entfernt, weil es auch in diesem Fall eine Überforderung bedeutet hätte, den systematischen Zusammenhang von *Prozess und Realität* aufzuarbeiten, in dem diese Begriffe allein adäquat erfasst werden können.

Auch als Effekt solcher Auslassungen und Verwischungen erscheinen, neben dem konzeptuellen Primat Tarde'schen und Latour'schen Denkens, die aristotelischen Aspekte der Analyse in ungeplant hellem Licht. Sie reichen von Aristoteles' Modell der immanenten, rein innerweltlichen Replikation von Formen über sein Konzept der Potentialität und seiner Fassung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs bis hin zur aristotelischen Abstraktionstheorie.

Ich habe die Bearbeitung des Themas der Kollektivität, ausgehend von einer konzeptuellen Modellierung am Anfang, „interdisziplinär“ gestaltet. So werden etwa Fragen zum Status von Universalien und Wahrscheinlichkeiten, zur statistischen Praxis im 19. Jahrhundert, zur Genealogie des Tarde'schen Denkens, zum Begriff der Spur im Kontext der Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours und zum Problem des sozialen Realismus behandelt. Der Sachzusammenhang dieser Aspekte wird in Kapitel 1.2 erläutert. Insgesamt steigt der Text mit der Behandlung des Universalienproblems im Genre der theoretischen Philosophie ein, um seinem Charakter nach im Laufe des 3. Kapitels zunehmend und im 4. Kapitel endgültig sozialtheoretisch zu werden. Dabei fand die vorgenommene Behand-

lung des Universalienproblems ihr initiiertes Moment in Alain Desrosières Buch *Die Politik der großen Zahlen* (Desrosières 2005). Ausgehend von der Erkenntnis, dass Kollektivitäten aufgrund ihrer territorialen Verstreutheit und ihrer Prozessnatur nicht unmittelbar beobachtbare Objekte seien, stellte sich für mich das Thema ihrer statistischen Erfassung (Kap. 3). Desrosières fundierte Einführung in die konzeptuelle Genese und administrative Geschichte statistischer Praktiken legt andeutungsweise nahe, es bestehe eine gewisse Äquivalenz zwischen der Frage der Realität von statistischen Aggregaten und der Frage der Realität von Universalien bzw. eine gewisse Äquivalenz der respektiven Antworten auf diese Fragen (ebd., 1ff., 77ff.). Von diesen Andeutungen her wurden sowohl der Zusammenhang von Universalität und Kollektivität (Kap. 2) als auch die besagten Äquivalenzen detaillierter herausgearbeitet (Kap. 3.1).

Obwohl ich versucht habe, den Zusammenhang der verschiedenen Aspekte des interdisziplinären Themenzuschnitts nicht nur einführend, sondern auch im Laufe der Kapitel immer wieder herauszustellen, kann dieser heterogen bleibende Text je nach Interessenlage auch partiellen Lektüren unterzogen werden.

Manche Aspekte werden in mehreren Anläufen aus verschiedenen Quellen erschlossen, so das Thema der Wiederholungsordnung (Kap. 2.1.1, 3.1.1, 4.2.2) und das Thema der Möglichkeitsbedingung von Wiederholungen (Kap. 2.2.2, 3.2.1, 3.2.2, 4.2.2).

Andere Aspekte werden kompakter *en bloc* behandelt. Kapitel 2 lässt sich als prozessphilosophischer Beitrag zum Universalienproblem lesen. Die Sozialtheorie Tardes wird historisch und systematisch in Kapitel 3.3.1 und 3.3.2 rekonstruiert, Aspekte der Latour'schen Sozialtheorie in Kapitel 4.1 (in Pointierung des Begriffs der Spur) und 4.3.3 (in Hinsicht auf die Frage des sozialen Realismus).

Die ausführliche Einleitung zu Kapitel 3 entwirft eine Skizze des Zusammenhangs von Kollektivität und Statistik, Kapitel 3.3.1 eine Einführung in das quantitative Denken bei Aristoteles.

In Kapitel 4.2.3 werden die diversen Verwendungsweisen der Begriffe Kollektivität und Kollektivierung synoptisch zusammengestellt.

Das Schlusskapitel bringt nochmals die Übersicht einiger Hauptergebnisse.

Um potentiellen Enttäuschungen vorzubeugen, seien schließlich zwei simple Einschränkungen des hier gewählten Zugangs zum Begriff der Kollektivität genannt.

Zum einen handelt diese Untersuchung trotz begrifflicher Nähe an keiner Stelle von „Kollektiven“, verstanden als sozialistischen Produktionseinheiten; und wenn nachfolgend von Prozessen der „Kollektivierung“ die Rede ist, ist nicht die (Zwangs-)Vergemeinschaftung von Privateigentum gemeint. Überhaupt versteht sich die Untersuchung nicht als Beitrag zur politischen Philosophie im

engeren Sinne, sondern wie angedeutet eher als Beitrag zur theoretischen Philosophie und Sozialontologie. Normative Fragen werden fast ganz ausgespart.

Zum anderen erfasst der Begriff der Kollektivität in der vorliegenden Ausarbeitung das Phänomen der „Masse“ und der „Massenpsychologie“ etwa in der Analyse Elias Canettis (Canetti 2003) ebenso wenig wie das Phänomen der „Massenkultur“ oder „Kulturindustrie“ in der Analyse der Kritischen Theorie (Horkheimer/Adorno 2000). Auch revolutionäre Dynamiken und historisch singuläre „Massenbewegungen“ werden nicht nur nicht behandelt, sondern auch konzeptuell nicht erschlossen.

Bleibt zu hoffen, dass die durch solche Leerstellen gegebene Schwäche des Zugangs durch das, was er tatsächlich bietet, kompensiert werde.

Ich danke Prof. Dr. Frieder Otto Wolf und Prof. Dr. Gunter Gebauer sowie Heinrich Falb, Ulrike Gerhardt, Armin Kyros Marschall, Simon Schleusener und Bastian Ronge.

1. Einleitung

In dieser Einleitung wird ein einfaches Modell der Figur der Kollektivität entwickelt, – ein basales Set von Vorstellungen, ohne die über Kollektivität nicht nachgedacht werden kann. Damit wird der Rahmen der Untersuchung abgesteckt; die thematischen Kapitel 2 bis 4 werden das Modell dann teils erhellen und teils von ihm erhellt werden. Die angeführten Elemente des Modells sind nicht mit einem Beitrag zur allgemeinen Ontologie zu verwechseln und erschöpfen offensichtlich nicht alle Möglichkeiten, über Kollektivität nachzudenken. Kapitel 1.2 entwickelt ausgehend vom Modell den Zusammenhang der sich anschließenden thematischen Kapitel.

1.1 DAS MODELL

(1) Kollektivität ist reale Vielheit. Reale Vielheit kann definiert werden als ein Realzusammenhang von Einzelheiten, der sich weder als übergreifende Einheit oder Ganzheit von Vielem noch als innere Vielheit des übergreifenden Einen oder Ganzen beschreiben lässt.

(2) Reale Vielheit impliziert die strenge raumzeitliche Lokalisiertheit der Einzelheiten. Die Einzelheiten sind auf der Erdoberfläche, auf einer Topologie, in einem Territorium lokalisiert und ihre Performanz ist datierbar. Als solche sind sie einander äußerlich. Setzte man sich über den Perspektivismus der Einzelheiten hinweg, geriete reale Vielheit unmittelbar aus dem Blick.

(3) Einzelheiten müssen, um eine reale Vielheit zu konstituieren, über Performanzen zusammenhängen. Allein nach der Seite ihres performativen Zusammenhangs konstituieren sie eine Vielheit. Reale Vielheit lässt sich nicht als Klasse von Objekten *ad libitum* definieren, sondern bringt sich als Realobjekt selbst

durch den performativen Zusammenhang der Einzelheiten hervor. So definiert die Ähnlichkeit einer Menge von Einzelheiten diese nicht als reale Vielheit, – wenigstens solange die Ähnlichkeit nicht aus ihrem performativen Zusammenhang herrührt und erklärt werden kann. Umgekehrt kann Unähnliches und Heterogenes eine reale Vielheit bilden, sofern es performativ zusammenhängt.

(4) Der Grundsatz der strengen raumzeitlichen Lokalisiertheit der Einzelheiten erfordert, dass, soll es nicht bloß Zusammenhänge benachbarter Einzelheiten geben, die Einzelheiten mobil sein müssen. Das Bild der performativen Zusammenhangs voneinander entfernt liegender Einzelheiten qua Mobilität impliziert, dass alle möglichen Interaktionspartner einer Einzelheit in Hinblick auf diese Einzelheit in deren Vergangenheit oder Zukunft liegen, denn Mobilität erfordert Zeit. Da das für alle Einzelheiten bezüglich ihrer möglichen Interaktionspartner gilt, sind alle Einzelheiten, die nicht in einer lokalisierten gemeinsamen Gegenwart momentan zusammenfinden, in Bezug aufeinander ungleichzeitig.

(5) Fasst man eine Kollektivität als performativen Zusammenhang von Einzelheiten, wird die Figur der Wiederholung zentral. Denn Performanzen vergehen mit ihrer Ausführung; und wo sie materielle Resultate zeitigen, sind diese endlich. Eine Kollektivität hält sich in der Zeit dann nur unter der Bedingung der Wiederholung der ihren Zusammenhang konstituierenden Performanzen. In diesem Sinne ist sie ein *Prozessobjekt*, womit hier ein Objekt bezeichnet wird, das sich in der Zeit als Choreografie, Muster oder Charakteristik von Wiederholungen konstituiert. Für ein solches Objekt gilt nicht die Binäropposition von Existenz vs. Non-existenz, – sondern es chronifiziert seine Existenz mit der Häufigkeit und zeitlichen Erstreckung der Wiederholungen. Ein solches Objekt hat keine Existenz in der Aktualität, in einer Gegenwart (welche es auch sein mag), sondern es existiert *allein* in der zeitlichen Erstreckung – in der Dauer – der Wiederholungen. Seine Existenz setzt also die Dissoziation von Existenz und Aktualität voraus. Reale Vielheiten bzw. Kollektivitäten sind ein Typus von Prozessobjekten.

(6) Es gibt nicht Entitäten einerseits und andererseits, diesen bloß hinzugefügt, Performanzen oder Prozesse. Wäre dem so, blieben Prozesse in ihrem Ablauf entweder völlig unbestimmt; oder man müsste annehmen, Prozesse würden sich die Form ihres Ablaufs selbst geben. Vielmehr gilt, dass Prozesse nur unter Einbezug von Entitäten stattfinden und dass sich das Schema ihres Ablaufs aus der Beschaffenheit der einbezogenen Entitäten ergibt. Andererseits ist richtig, dass ein bestimmter Prozess, der unter Einbezug eines Ensembles von Entitäten statt-

finden kann, nicht jederzeit auch stattfinden muss. Entitäten sind *Potentiale* oder *Prozessoren* für bestimmte Prozesse. Wenn dem so ist, dann wird kein bestimmter Prozess sich je wiederholen können, wenn nicht das Ensemble von Entitäten, unter Einbezug dessen er allein ablaufen kann, sich als Selbiges (als ein konkretes „Dieses“) oder Generisches (als ein „Solches“, „Derartiges“) in der Zeit durchhält und sich als Potential bereithält. Entsprechend kann es kein Prozessobjekt – verstanden als Choreografie, Muster oder Charakteristik von Wiederholungen – geben, wenn es nicht eine Potentialität gibt, die es „trägt“. Potentialität kann die Form lokalisierter Prozessoren haben. Sie kann aber auch, als buchstäblich verstandener Möglichkeitsraum, in den topologischen Relationen einer Menge von Dingen liegen.

(7) Wenn ein Prozessobjekt in keinem Moment existiert, sondern allein in der Dauer seine Existenz chronifiziert, kann es für einen Beobachter ohne Gedächtnis nicht existieren; denn ein gedächtnisloser Beobachter „sieht“ bloß die ihn je momentan umgebenden Entitäten (er „sieht“ bloß die Prozessoren). Vielmehr kann ein Prozessobjekt nur *dem* Beobachter erscheinen, der in der Lage ist, Gedächtnisspuren der in der Dauer ablaufenden Wiederholungen in eine Gegenwart seines Bewusstseins hinein zu kontrahieren. Dieses Kontrahieren ist eine (meist informelle) *statistische Praxis*. Entsprechend existiert auch Kollektivität überhaupt nur für gedächtnisfähige Beobachter, nämlich als kontrahierte Erfahrung vergangener und als (erfahrungsmäßig fundierte) Erwartung kommender Wiederholungen.

Zwei Typen von Performanzen, die Realzusammenhänge von Einzelheiten und also Kollektivitäten hervorbringen, können unterschieden werden: replikative und interaktive Performanzen.

(8) Replikative Performanzen bringen, wenn sie wiederholt werden, Populationen hervor, verstanden allgemein als Vielheiten ähnlicher Entitäten, die durch genetische bzw. genealogische Beziehungen, also durch Vererbungslinien verbunden sind. Populationen sind ein Typ von Kollektivitäten. Gabriel Tarde inspiriert die Auffassung, es gebe nicht nur Populationen von biologischen Organismen, sondern auch Populationen von kulturellen Formen. Darüber hinaus ließe sich von Populationen von Artefakten sprechen. Diese Auffassung impliziert keinen universellen Darwinismus. Aber sie impliziert, dass, wie die Formen von Organismen mittels biologischer Reproduktion repliziert werden, kulturelle Formen mittels Nachahmung und die Formen von Artefakten mittels Herstellung repliziert werden und dass ähnliche kulturelle Formen und Artefakte ebenso wie

ähnliche Organismen meist in genealogischer Beziehung stehen, also über Ketten von Replikationen zusammenhängen. Populationen sind Prozessobjekte: Denn da die einzelnen Organismen, kulturellen Formen, Artefakte endlich sind, halten sich die Populationen nur so lange in der Welt, wie die replikativen Performanzen wiederholt werden.

(9) Interaktive Performanzen bringen, wenn sie wiederholt werden, Interaktionszusammenhänge von Entitäten aus den verschiedensten Populationen hervor. Insofern Interaktionszusammenhänge nur solange bestehen, wie tatsächlich wiederholt interagiert wird, sind sie Prozessobjekte. Dabei ist der Begriff der Interaktion viel unbestimmter als der der Replikation. Wo die Replikation, wie immer sie sich konkret ausgestaltet, immer durch das funktionale Kriterium der Verdopplung von Formen gekennzeichnet ist, scheint jeder Prozess, in dessen Ablauf mehrere Entitäten einbezogen sind, schon als Interaktion ansprechbar zu sein; und es wird sich kaum ein Prozess finden, bei dem das nicht der Fall wäre. Bruno Latour inspiriert die Auffassung, dass genau diese Unbestimmtheit zumindest für die Gesellschaftswissenschaften von Vorteil sein könnte, indem sie alle Vorannahmen über die Natur der gesellschaftsbildenden Entitäten unterläuft und es erlaubt, die *heterogene* – nicht nur Menschen, sondern ebenso nicht-menschliche Lebewesen, kulturelle Formen, Artefakte, Materien etc. einbegreifende – Konstitution von Gesellschaften zu analysieren. Entsprechend sind Kollektivitäten als Interaktionszusammenhänge heterogener Entitäten zu verstehen. Heterogene Entitäten haben aber auch heterogene Seinsweisen. Im Besonderen ist es die Ontologie der *materiellen Spur*, gemäß welcher Latour Artefakte und Medien analysiert und die häufig in Interaktionszusammenhänge einbezogen sind auf eine Weise, dass sie deren zeitliche Bezüge ganz entscheidend verkomplizieren.

(10) Population und Interaktionszusammenhang sind die beiden hier interessierenden Dimensionen des Begriffs der Kollektivität. Diese Dimensionen sind interdependent. Nicht nur müssen sich, damit Entitäten aus verschiedenen Populationen Interaktionszusammenhänge ausbilden können, die Verbreitungsgebiete der Populationen überschneiden, – was unmittelbar die Frage nach ihren Verbreitungswegen bzw. ihrer Logistik herausfordert. Sondern indem die Entitäten aller Populationen *endlich* sind, ist ein Interaktionszusammenhang, will er sich intergenerational durchhalten, auch angewiesen auf die fortlaufende Reproduktion der Populationen bzw. auf den laufenden Einbezug und das laufende Ausscheiden von Entitäten. Fasst man zumal die Konsumption als einen Grenzfall von Interaktion, ist klar, dass diese ohne die fortlaufende Reproduktion von Enti-

täten als Populationen von Nachschub nicht wiederholt werden kann. Konsumption ist Konsumtion von Generischem *als* Generischem. Insofern aber auch viele nicht-konsumtive Interaktionen mit Generischem *als* Generischem sind, bedarf es zu ihrem Verständnis der Einsicht in die populationistische Konstitution des Generischen.

(11) Kollektivitäten sind als Prozessobjekte Realobjekte, deren Existenz von jeder Aktualität dissoziiert ist. Sie sind nicht „emergent“ gegenüber der Performanz der Wiederholungen, konstituieren keinen „über“ oder „außerhalb“ der Einzelheiten gelegenen replikativen oder interaktiven Zusammenhang, sondern fallen genau mit der laufenden Performanz des Zusammenhangs in eins. Sie bilden keine Einheiten oder Ganzheiten, weil alle Einzelheiten, als dezentral auf einem Territorium ausgestreute, in ihrem Prozess raumzeitlich streng lokalisiert sind; weil ihre Replikationen und Interaktionen als zu wiederholende temporal offen sind; und weil in gegebene Interaktionszusammenhänge immer neue, bislang nicht kollektivierte Einzelheiten einbezogen werden können. In diesem Sinne sind Kollektivitäten Vielheiten ohne Gegenteil.

1.2 DER THEMENZUSAMMENHANG

Es wird in der folgenden Untersuchung nicht darum gehen, diese Modellierung von Kollektivitäten bloß Schritt für Schritt zu entfalten. Sondern es wird eine gemischte Strategie gewählt, die darauf abzielt, gewisse philosophische, wissenschaftshistorische und soziologische Theorien und Problemlagen unter Rekurs auf das Modell anzugehen und damit zugleich seine Implikationen herauszuarbeiten. Das sind in Kapitel 2 das Universalienproblem, in Kapitel 3 Aspekte und Problemlagen aus der Geschichte der Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung und in Kapitel 4 die materialistische Gesellschaftstheorie Bruno Latours, genannt Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Der interdisziplinäre Charakter der gemischten Strategie birgt die Gefahr, die Konsistenz des Modells aus dem Blick zu verlieren, sich in Teilproblemen zu verlaufen und den diversen Theoriebildungen nicht so gerecht werden zu können, wie das in einem monothematischen Ansatz möglich wäre. Andererseits lassen sich so Zusammenhänge kenntlich machen, die monothematischen Ansätzen entgehen würden; und der Text kann eben auch für diverse Rezeptionen offen gehalten werden.

Für die Einführung in den Themenzusammenhang können eine Reihe von Überlegungen Gabriel Tardes herangezogen werden, der in den 1890er Jahren eine Soziologie begründet hat, in deren Zentrum die Figur der Nachahmung als

einer Form replikativer Wiederholung steht und die bei der Ausarbeitung des Modells eine große Rolle gespielt hat:

„Stellen wir uns [...] eine Welt vor, in der es keine Ähnlichkeiten und keine Wiederholung gibt – eine absonderliche, zur Not aber klare Hypothese. Eine Welt, in der alles unerwartet und neu ist, in der dem schöpferischen Einfallsreichtum gewissermaßen ohne jede Erinnerung freier Lauf gelassen wird [...]. In einer solchen Welt spricht trotz allem nichts dagegen anzunehmen, daß jede Erscheinung dieses Phantasiegebildes durch eine andere entstanden, gar determiniert ist und sich selbst darum bemüht, andere hervorzubringen. Es könnte dort sehr wohl Ursachen und Ziele geben. Und dennoch, macht in dieser Welt eine wie auch immer geartete Wissenschaft Sinn? Nein. Weil es dort, wie gesagt, keine Ähnlichkeiten und keine Wiederholungen gibt.“ (GN29)

„Ich sagte, daß es bei der Wissenschaft nur um [...] Ähnlichkeiten und Wiederholungen der Phänomene [ginge]. [...] Wenn nämlich Quantität Ähnlichkeit bedeutet und jede Ähnlichkeit aus einer Wiederholung stammt und jede Wiederholung eine Schwingung (oder irgendeine andere gleichmäßig wiederkehrende Bewegung), eine Fortpflanzung oder eine Nachahmung ist, dann folgt daraus, daß es in einer Welt, in der keine Bewegung eine Schwingung wird oder wurde und sich keine erbliche Wirkung zeigte und keine Handlung je gelernt und nachgemacht wäre, *auch keine Quantität im Universum gäbe* und damit keine mögliche Anwendung oder erkennbare Bestimmung der Mathematik. Bei der umgekehrten Hypothese, wenn nämlich unser physikalisches, lebendes und soziales Universum sein Schwingen, seine Geschlechtsaktivitäten und die Ausbreitung durch Nachahmung noch mehr entfaltete, wäre der Bereich des Berechenbaren noch ausgedehnter und tieferhender.“ (GN38f.)

Wenn Wissenschaften Regelbildung betreiben und Mathematik ein Werkzeug zur Formalisierung von Regelbildung darstellt, dann haben beide in einem regellos sich verhaltenden Universum nichts auszurichten. Mehr noch, in einem solchen Universum wäre auch jede vorwissenschaftliche Form des Gedächtnisses und der Erfahrungsbildung überflüssig, – wenn man annimmt, der praktische Wert von Erfahrung bestehe darin, in Erwartung konvertierbar zu sein, also in der Erwartbarmachung zukünftigen Geschehens: denn ein solches Universum wäre selbst gedächtnislos.

Wichtiger ist eingangs aber das im Zitat anschaulich werdende Prinzip Tardes, die in der Welt erscheinenden Quantitäten (Ähnlichkeiten) nicht bloß zu registrieren und zu klassifizieren, sondern die Analyse insgesamt auf die Betrachtung der Genese, der Mechanismen der performativen Hervorbringung dieser Quantitäten umzustellen. Die Behauptung, alle beobachtbaren Ähnlichkeiten von

Phänomenen seien Wiederholungen geschuldet, resultiert dann in der *Verzeitlichung aller momentan vorliegenden Ähnlichkeiten*. Für Tarde gilt: Alle Ähnlichkeiten in der „Chemie, Physik und Astrophysik“ resultieren aus fortlaufender Schwingung oder zirkulärer Bewegung (z.B. die Bewegung der Elektronen im Atommodell oder die zirkuläre Bewegung der Planeten). Alle Ähnlichkeiten in der Biologie resultieren aus Fortpflanzungsakten. Alle Ähnlichkeiten in der sozialen Welt resultieren aus Nachahmungen (GN 38). Dabei fällt auf, dass die Schwingung oder zirkuläre Bewegung eine andere Form von Wiederholung repräsentiert als Fortpflanzung und Nachahmung; wo diese replikativ im Sinne von #8 sind,¹ ist jene non-replikativ. Entsprechend rühren die Ähnlichkeiten in Chemie, Physik und Astrophysik nicht, wie die biologischen und sozialen Ähnlichkeiten, aus Replikationsketten und also aus der genealogischen Beziehung des Ähnlichen her. Sie sind deshalb hier nicht von Interesse.

Das sogenannte „Universalienproblem“ bezeichnet eine philosophische Diskursformation, die von den Texten Platons und Aristoteles' über Neuplatoniker wie Boethius und Porphyrius und die arabische Scholastik (Avicenna, Averroës) bis ins europäische Spätmittelalter reicht und besondere Intensität im 12. bis 14. Jahrhundert erlangt; in ihr steht die Frage nach der Natur und dem ontologischen Status des Universalen, des Allgemeinen, auf dem Spiel. Einfach ausgedrückt, entzündet sich diese Frage genau an der Tatsache der Quantität in der Welt, der massenhaft beobachtbaren Ähnlichkeit von Dingen in der Welt. Ähnlichkeit heißt: die vielen real *unterschiedenen* (einzelnen und abgegrenzten) Entitäten sind in einem Aspekt ihres Seins anscheinend ununterschieden, kommen in etwas überein, haben etwas gemeinsam. Ist man bereit, dieses Etwas, in dem sie ununterschieden sind und das man (daher) als Universal ansprechen kann, substantivisch als *Eines*, als *ein Etwas*, gar als *ein Ding* zu behandeln, ergeben sich unter anderem folgende Probleme: Wie kann es sein, dass dieses eine Etwas zugleich in den Vielen ist; wie kann es in den Vielen sein und dabei jederzeit ein Eines (Ganzes) bleiben; wie gelangt das eine Etwas in die Vielen; und in welcher Relation steht es zu den Vielen, sofern es in ihnen ist? Konzeptionen des Universalen müssen sich daran messen lassen, in welchem Umfang es ihnen gelingt, Probleme dieser Art plausibel zu lösen.

Der Raum möglicher Konzeptionen im Diskurs des Universalienproblems wird seit dem 3. Jahrhundert abgesteckt durch die kanonisch gewordenen Fragen des Porphyrius in seiner Einleitung (*Isagoge*) zur aristotelischen Kategorienschrift hinsichtlich der Seinsweise der prototypischen Universalien „Gattung“

1 Mit #1 bis #11 wird im Folgenden auf die nummerierten Paragraphen des Modells verwiesen.

und „Art“. Porphyrius fragt, ob Gattungen und Arten „etwas Wirkliches sind oder nur auf unseren Vorstellungen beruhen, und ob sie, wenn Wirkliches, körperlich oder unkörperlich sind, endlich, ob sie getrennt für sich oder in und an dem Sinnlichen auftreten“ (Isag. 1). Schematisch ließe sich auf dieser Grundlage sagen, dass eine Position, welche Universalien als extramentale Realobjekte auffasst, die unkörperlich sind und vom Sinnlichen abgetrennt für sich existieren, eine *platonische* sei; dass eine Position, die sie als extramentale Realobjekte auffasst, die körperlich, nämlich im oder am Sinnlichen existieren, eine *realistische* sei; dass eine Position, die Universalien als extramentale Realobjekte verwirft, insgesamt eine *nominalistische* sei (welche mit der Position zusammenbestehen kann, von vielen Dingen aussagbare sprachliche Ausdrücke seien universale); während eine Position, die die Realität von Universalien als mentale Objekte (und dabei als Resultat abstraktiver Erfahrungsbildung) akzentuiert, eine *konzeptualistische* sei. Die in dieser Schematisierung angelegte Unverträglichkeit der Positionen – insbesondere (aber nicht ausschließlich) entlang der Frage, ob es sich bei Universalien um extramentale Realobjekte handele oder nicht – rechtfertigt es dann, von einem „Universalienstreit“ zu sprechen.

Die Hauptthese von Kapitel 2 besagt, dass die Figur des Universalien ihren problematischen Charakter verliert und die Unverträglichkeit der respektiven Positionen im Universalienstreit sich löst, wenn man Tardes Diktum ernst nimmt, alle Ähnlichkeiten von Phänomenen seien replikativen Wiederholungen geschuldet, – wenn man also von der Betrachtung von *Universalien* auf die Betrachtung von *Universalisierungsprozessen* umstellt. Denn die genannten Probleme und Paradoxien hinsichtlich der Natur und Seinsweise des „einen Etwas“, des Universalien, resultieren vor allem daraus, dass seine Theoretiker den Prozesscharakter ihres Gegenstands meist nicht oder nicht ausdrücklich realisieren und daher nicht reflektiert in ihre Theoriebildung einfließen lassen können. Die replikative Wiederholung bildet demnach das meist *unbeschriebene* Zentrum des Universalienproblems.²

Entsprechend besteht das Projekt des Kapitels darin, den Zusammenhang zwischen Wiederholung und Universalität in einer Auswahl von Texten zum Universalienproblem zu rekonstruieren, d.h. diese Texte auf Symptome und

2 Allerdings ist klar, dass Ähnlichkeit – und entsprechend Universalität – im Feld von „Chemie, Physik und Astrophysik“, von denen Tarde oben sprach, durch diesen Ansatz nicht erfasst werden, da hier keine replikative Wiederholung anzutreffen ist. Das schränkt zwar den Geltungsbereich des Ansatzes insgesamt erheblich ein, zeitigt aber, wie sich zeigen wird, in der Analyse des Universalien Diskurses keine grundsätzlichen Probleme. (vgl. Kap. 2.3.4)

mehr oder weniger explizite Thematisierungen von Wiederholungsprozessen im Begründungszusammenhang von Figuren des Universalen hin zu analysieren. Dabei wird sich zeigen, dass in den antiken Quellen der Universalienproblematik, bei Platon und Aristoteles (Kap. 2.1., 2.2), dieser Zusammenhang präsenter ist als in den mittelalterlichen Texten, die daher nur sehr selektiv rezipiert werden (Kap. 2.3).

Insofern Universalität als populationistisches Phänomen im Sinne von #8 gefasst wird, steht es im Horizont des Modells von Kollektivität: Universalisierung qua Replikation ist genau eine Form von Kollektivierung, eine Form der Konstitution von Kollektivitäten als Populationen. Die Befassung mit dem Universalienproblem ist geeignet, das Verständnis dieser Kollektivitäten zu vertiefen. Darüber hinaus lässt sich unter Rekurs auf Aristoteles' Denken des Allgemeinen der in #6 konstatierte Zusammenhang zwischen Potentialität und (nicht bloß replikativer, sondern) Wiederholung überhaupt etwas näher herausarbeiten. In Kapitel 3.2 wird dann das Thema der replikativen Wiederholung auf soziologischem Niveau, nämlich in der Analyse der Tarde'schen Soziologie weiterbehandelt.

Der Universalien Diskurs ist nicht die einzige historische Disziplin, die mit Ähnlichkeiten von Phänomenen und in diesem Sinne mit „Massenerscheinungen“ (Lexis 1877) befasst ist: Gleiches gilt, wenn auch auf ganz anderem epistemologischen und formalen Niveau, für die Statistik und die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Statistik ist eine Praxis, die Ähnliches klassifiziert, Spuren von Ähnlichem kontrahiert bzw. zusammenzählt und diese Kontraktionen ggf. evaluiert und vergleicht. Dabei ist sie nicht, wie der Universalien Diskurs, auf die Erfassung von Ähnlichkeiten von *Entitäten* konzentriert, sondern erfasst ebenso ähnliche Performanzen, Prozesse oder Ereignisse (und dabei sowohl replikative wie interaktive), sofern diese sich wiederholen und damit einem quantitativen Zugriff grundsätzlich offenstehen. Zum Beispiel erfasst die Einwohnerstatistik eine Menge von Entitäten (Menschen), die Geburtenstatistik eine Menge von replikativen Wiederholungen (Fortpflanzungen) und die Handelsstatistik eine Menge von interaktiven Wiederholungen (Tauschvorgängen). Zudem sind in viele Statistiken, die ihr Objekt nach gewissen konventionellen Merkmalen klassifizieren, Wiederholungen implizit eingehüllt, so etwa in einer Arbeitsmarktstatistik die Zusammenhänge wiederholter Interaktion (#9), die Arbeitsverhältnisse in ihrer Alltäglichkeit konstituieren. Hiermit deutet sich insgesamt an, dass gängige Bevölkerungs- und Sozialstatistiken zwar häufig nicht exklusiv auf die Analyse von Kollektivitäten, nämlich von Populationen und Interaktionszusammenhängen im Sinne des skizzierten Modells gerichtet sind, dass diese ihnen aber meist als Realobjekte zu Grunde liegen. Umgekehrt können Kollektivitäten selbst ausschließlich statistisch erfasst werden, da sie als Prozessobjekte nicht

unmittelbar in irgendeiner Aktualität beobachtbar sind, sondern sich nur in der Kontraktion der in der Dauer ablaufenden replikativen und interaktiven Wiederholungen zeigen (#5, #7). Dass die Wiederholungen sich fortsetzen, solange Kollektivitäten unverändert existieren, drückt sich dann als relative Stabilität der statistischen Daten in der Zeit aus; und es ist diese Stabilität, die erst jene Konversion von der Erfahrung vergangenen in die Erwartung zukünftigen Geschehens erlaubt, von der oben in Anlehnung an Tarde (sowie in #7) die Rede war.

Während die statistische Praxis im engeren Sinne selbst nicht mit dem Problem der Stabilität von Wiederholungen befasst ist, ist genau das für die Theorie der statistischen Wahrscheinlichkeit der Fall. Deren zentrales, zuerst 1713 von Jakob Bernoulli formuliertes Theorem, das (später so genannte) „Gesetz der großen Zahlen“, gibt nämlich an, in welchem Umfang die Erfahrung vergangener Wiederholungen die Erwartung zukünftiger Wiederholungen begründet: Der Begriff der statistischen Wahrscheinlichkeit bezeichnet genau diese (begründete) Erwartung. Insofern also die Wahrscheinlichkeitstheorie ein Modell statistischer Stabilität anzubieten verspricht, und da statistische Stabilität konstitutiv ist für die Existenz des Prozessobjekts Kollektivität, erscheint eine Auseinandersetzung mit der Wahrscheinlichkeitstheorie in diesem Rahmen als vielversprechend.

Dabei sollen zunächst die Konnotationen des aristotelischen Wahrscheinlichkeitsbegriffs aufgearbeitet werden (Kap. 3.1.1), die auf vorwissenschaftlichem Niveau die im 19. und 20. Jahrhundert sich entfaltenden divergenten Positionen hinsichtlich der Natur und des Status' der Wahrscheinlichkeit (Kap. 3.1.2) vorwegnehmen. Das Hauptanliegen von Kapitel 3.1 insgesamt besteht darin zu zeigen, dass diese Positionen wiederum den respektiven Positionen im Universalienstreit überzufällig ähneln. Kapitel 3.1.3 versucht diesen Sachverhalt unter Rekurs auf die Figur des Prozessobjekts (#5) zu begründen.

Während die statistische Praxis als solche aufgrund der Diversität ihrer möglichen Gegenstände keine einheitliche statistische Theorie der von ihr jeweils erfassten Realobjekte ausbilden kann, ist in der Wahrscheinlichkeitstheorie sehr wohl versucht worden, ein einheitliches (und entsprechend abstraktes) Modell einer der statistischen Wahrscheinlichkeit bzw. der statistischen Stabilität probabilistischer Phänomene zu Grunde liegenden Kausalordnung zu entwerfen: Das ist das 1814 von Pierre-Simon Laplace skizzierte Modell des Zusammenspiels von konstanten und akzidentellen Ursachen. Kapitel 3.2 geht es insgesamt darum, die Implikationen dieses Modells herauszuarbeiten. Kapitel 3.2.1 stellt das Modell vor und evaluiert die Plausibilität seiner Geltung im Feld gesellschaftlicher Phänomene. Dabei wird gezeigt, dass es sich bei den sog. konstanten Ursachen in Wahrheit um Potentialitäten bzw. Prozessoren handelt (#6). Kapitel 3.2.2 rekonstruiert mit Antoine-Augustin Cournot die Notwendigkeit der Annahme ei-

ner replikativen Wiederholung der konstanten Ursachen als Bedingung jeder interaktiven Wiederholung (#8, #9) und stellt die topologische Konstitution realer Vielheit (#2) als eine zentrale Bedingung jeder (auch bloß annäherungsweise) Geltung des Bernoulli'schen „Gesetzes“ im Feld gesellschaftlicher Phänomene heraus. Und Kapitel 3.2.2 folgt der platonischen Interpretation der Figur der konstanten Ursache bei Auguste Quetelet.

Kapitel 3.3 schließt zunächst nicht unmittelbar an Probleme der Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung an, sondern ist mit Gabriel Tarde's Soziologie der Nachahmung befasst. Tarde analysiert die Ausbreitungsbewegung von Populationen von – hier, nicht bei Tarde selbst so genannten – kulturellen Formen, verstanden als mittels replikativer Wiederholung (Nachahmung) erworbene und daher meist genealogisch zusammenhängende Handlungsdispositionen (oder Potentialitäten) von Individuen zur Ausführung kultureller Praktiken im weitesten Sinne, „auf“ Populationen von Menschen. Kapitel 3.3.1 rekonstruiert den Entstehungszusammenhang des Tarde'schen Denkens im 19. Jahrhundert und Kapitel 3.3.2 bietet eine selektive Analyse von Momenten und Problemen dieses Denkens.

Kapitel 3.3.3 kehrt wieder zum Thema der Statistik zurück, indem Tarde's Projekt nachgezeichnet wird, Statistik zu einem herausragenden Mittel der Erfassung der genannten Ausbreitungsbewegung zu machen. In diesem Projekt wird der – in Kapitel 3.2.2 (und bereits in #10) festgestellte – notwendige Zusammenhang der replikativen und interaktiven „Dimensionen“ von Kollektivitäten für den Fall der kulturellen Formen in exemplarischer Weise evident.

Kollektivitäten sind in ihrer interaktiven Dimension Zusammenhänge wiederholter Interaktionen zwischen Akteuren und Entitäten verschiedensten Typs (#9), wobei unter Interaktion ganz allgemein bloß das Eintreten in gemeinsame, mehrere Akteure bzw. Entitäten einbegreifende Prozesse zu verstehen ist. In diesem Sinne sind sie m.E. „Akteur-Netzwerke“ des Typs, wie sie von der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) beschrieben werden, – und nicht bloß *Personen* einbegreifende „soziale Netzwerke“.

Dabei findet gemäß der Analyse Bruno Latours keine aktuelle Interaktion in einer Gegenwart als Gleichzeitigkeit statt. Sondern da die in gemeinsame Prozesse eintretenden Akteure und Entitäten als (Träger) materielle(r) Spuren früherer Prozesse verschiedensten Datums anzusehen sind, ist ihr Prozess ein Prozess von Ungleichzeitigem. In dem Aspekt, dass Spuren (wiederholbare) Prozesse in ihrem bestimmten Ablauf prozessieren, konstituieren sie eine die Prozesse „tragende“ Potentialität (#6). Materielle Spuren sind mit Latour so zu analysieren, dass sie materielle Prozessresultate vergangener Prozesse darstellen, die seiner-

zeit von angebbaren Akteuren bzw. Entitäten ausgeführt worden sind. Fasst man diese Akteure bzw. Entitäten als „*abwesende Andere*“, lässt sich sagen, dass in fast jeder aktuellen Interaktion abwesende Andere spurenvermittelt anwesend sind und einen Unterschied machen: Die aktuelle Interaktion ist eine *translokale, transtemporale* Interaktion mit abwesenden Anderen, schließt unmittelbar an deren – ggf. lange zurückliegenden – vergangenen Prozess an, welcher in der materiellen Spur gleichsam eingefroren und verewigt ist. Das begründet die zeitliche Heterogenität fast jeden aktuellen Geschehens.

Nach einer Einführung und dem in Kapitel 4.1 eingangs geleisteten Versuch, die allgemeine Logik der materiellen Spur herauszuarbeiten, klärt Kap. 4.1.1 zunächst die Bedeutung dieser Figur für die Latour'sche Theorie insgesamt. Kapitel 4.1.2 begibt sich dann in die Analyse von Artefakten als materiellen Spuren in den Texten Latours. Dabei stehen sog. „Soziotechniken“, also gezielte *dingvermittelte* Einwirkungen von Akteuren auf Akteure, im Zentrum des Interesses. Kapitel 4.1.3 wendet sich der Rolle medialer Spuren in der Konstitution von Kollektivitäten zu. Wie für Tarde Gesellschaftlichkeit durch Nachahmung, durch die Ausbreitungsbewegung kultureller Formen definiert ist, so fällt das Soziale für Latour buchstäblich mit einer fortlaufenden Ausbreitungsbewegung medialer Spuren („a certain form of rapid circulation of traces“, PIC 11) zusammen, insofern raumzeitlich weit ausgreifende Interaktionszusammenhänge vieler Akteure und Entitäten nicht nur durch *deren* Mobilität (#4), sondern ebenso durch die Mobilität medialer Spuren realisiert werden. Entsprechend gilt es, die charakteristischen Formen von Mobilität – nämlich die Kontraktion und Dissemination medialer Spuren in sog. „Oligoptiken“ – bei Latour herauszuarbeiten.

Kollektivitäten bilden sich in der Wiederholung replikativer und interaktiver Performanzen (#5, #8, #9). Das Thema der Wiederholung von Interaktionen wurde bereits in der Analyse des Wahrscheinlichkeitsbegriffs mitbehandelt. Kapitel 4.2 wendet sich ihm explizit zu, indem es nach dem Vorkommen der Figur der Wiederholung in der ANT fragt und einige allgemeine Wiederholungsbedingungen von Interaktionen zwischen selbigen Akteuren bzw. Entitäten zu rekonstruieren sucht. Andererseits gibt es, wie weiterhin zu analysieren sein wird, viele gemeinsame Prozesse, für deren Ablauf Akteure bzw. Entitäten nicht als bestimmte selbige, sondern bloß dem Typ nach einen Unterschied machen, so in der wiederholten Konsumtion von Generischem *als* Generischem sowie in der wiederholten Interaktion mit Generischem *als* Generischem. Wo aber die generischen Akteure bzw. Entitäten Elemente von Populationen sind, spielt die replikative „Dimension“ von Kollektivitäten unmittelbar in diese Formen von Wiederholung hinein (#10). – Am Ende von Kapitel 4.2 steht schließlich eine Synopsis

der hier anzutreffenden Verwendungsweisen der Begriffe „Kollektivität“ und „Kollektivierung“.

Wie sich in Hinsicht auf die Begriffe des Universalen und der Wahrscheinlichkeit die Frage stellte, ob ihre Gegenstände extramentale Realobjekte seien oder nicht, stellt sich diese Frage auch für gewisse Begriffe der Gesellschaftswissenschaften, – so für die Begriffe der „Struktur“ und des „Systems“, aber auch für den Gesellschaftsbegriff selbst. Insofern diese Frage im abschließenden Kapitel 4.3 aufgegriffen wird, lässt sich sagen, das philosophische Thema des „Nominalismus“ vs. „Realismus“ ziehe sich durch die ganze vorliegende Untersuchung. Bruno Latour konkretisiert die genannte Opposition, indem er sie im Konflikt der Soziologien Gabriel Tardes und Emile Durkheims wiederfindet und dabei entschieden dramatisiert. Demgegenüber wird eine entdramatisierende vergleichende Lektüre Tardes und Durkheims vorgenommen (Kap. 4.3.1), in kritischer Auseinandersetzung mit Latours eigener Positionierung die Figur des Prozessobjekts Kollektivität als für die Überwindung der genannten Opposition entscheidend bekräftigt (Kap. 4.3.3; #11) und, vor diesem Hintergrund, der (angesichts seiner eigenen Präsenzkritik paradoxe) Präsentismus des Latour'schen Denkens aufgezeigt.